Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 39

Artikel: Ein Erbteil

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640832

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 — 1914 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 26. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Der tote Soldat.

Von J. G. Seidl.

Auf ferner, fremder Au
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter, vergeßner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viele Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei,
Denkt keiner, daß der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallenen
Viel Krag und Jammer dort;
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Träne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendrot,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist tot!"

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf!
Er hat sich angemeldet;
Die Uhr blieb stehn um elf!"

Da starrte ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen toten Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölklein auf
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Träne
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Ein Erbteil.

Von Jakob Boßhart, Zürich.

1

Es war an einem Palmsonntag vor bald fünfzig Jahren. In der Kirche zu Menschikon wurde konfirmiert. Der Pfarrer, ein junger Mann mit starken Wölbungen über den Augen, hatte seine Ansprache gehalten und war von der Kanzel herab an den Taufstein getreten, in feierlicher Haltung, von der Wichtigkeit des Augenblicks erfüllt. Er wußte nicht, daß die bösen Bauern über seine Palmsonntagsverrichtung das Wort geprägt hatten, er „fergge", er liefere seine Arbeit ab. Die Konfirmanden saßen in den vordersten Bänken, vor der ganzen Gemeinde ausgestellt. Sie wurden nacheinander an den Taufstein gerufen und traten linkisch vor; die vielen neugierigen Blicke, die von allen Seiten nach ihnen zielten, machten sie unsicher, einige wagten kaum aufzutreten.

Der Pfarrer legte ihnen die Rechte aufs Haupt und klebte jedem einen Denkspruch an, der seinem Wesen entsprechen und ihn auf den Lebensweg begleiten sollte. Die Kirche wagte kaum zu atmen, an der ganzen Feier waren den Bauern diese Sprüche das Wichtigste, sie deuteten oft wochenlang daran herum. Schallte es feierlich durch den Raum: „Selig, die reinen Herzens sind", so reckten sich alle Hälse und irgendwo überliefen einem Mütterchen glückselig die Augen. Der Spruch galt immer einem Mädchen, was die aufgehenden Männerknospen selbstverständlich fanden. Sie beanspruchten diese Segnung, der so schwer auf die Dauer zu genügen war, nicht. Auf die Verheißung: „Selig die Armen im Geiste", schwebte ein weiches Mitleiden vom Taufstein über die Andächtigen; bei der harten Mahnung: „Heute, so ihr seine Stimme hören werdet, verstocket eure Herzen nicht", knirschte in einer Ecke ein gekränkter Vater, natürlich unhörbar: „Heute zahlt er aus, ein andermal ich!"

„Blasius Frymann!" rief es. Ein kräftiger Bursche mit etwas geduckter Haltung trat vor. Man sah es ihm an, daß ihn seine Mutter nicht auf einer Geldkiste zur Welt gebracht hatte. Alle andern standen in neuen schwarzen Kleidern da, das seine schien schon lange getragen worden zu sein und hatte die Altersfarbe des Tuches, jenen verschämten Stich ins Rötliche. Das Gewändchen war aus dem alten Hochzeitskleid des Röhrli Reigels, seines Meisters, nicht ohne Schwierigkeit für den neuen Zweck zusammengeschneidert worden.

„Befleiße dich, einen guten Namen zu bekommen!" tönte es langsam über den breiten Kopf des Burschen, jedes

Wort wirkungsvoll, wie ein Gewichtstein, den man abwägend in die Schale legt. Eine Bewegung ging durch die Kirche. „Wer ist's? Was soll der Spruch heißen?"

Blasi Frymann fühlte, wie der Pfarrer die Hand von seinem Kopf weghob und seine Rechte fast heftig ergriff, als sollte eine Kraft vom Aeltern auf den Jüngern übergehen. Er konnte den Druck nicht erwidern, er zog seine Finger rasch aus den fremden, als diese zu erschlaffen schienen, und drehte sich um, seinem Platze zu. Er hörte die Bewegung im Raum, das Knarren der wackeligen Bänke, das Scharren der Schuhe, sogar das Reiben der Kleider an den Körpern und am Holz. Oben auf der Emporkirche klappte ein Sitz herunter und tönte ihm wie Donner in den Ohren. Er sah in die Leute hinein, alle Blicke waren auf ihn gerichtet, neugierig, verwundert. Da merkte er zum ersten Male, wo ihm das Herz in der Brust saß; es stockte einen Augenblick und schlug dann gleich so heftig an die Rippen, daß er es hörte.

Wie betäubt stand er wieder an seinem Platz. Was war ihm geschehen? Hatte ihm der Pfarrer mit der Faust auf den Kopf geschlagen? Er fühlte immer noch die Gewichtsteine niederfallen, einen nach dem andern. Was hatte er sich zuschulden kommen lassen? Er durchflog die zwei Jahre, die er in Menschikon zugebracht hatte, und fand nichts Schlimmes darin. Er hatte einen guten Spruch erwartet und sich etwas darauf gefreut, das war so ein Traum, eine seiner armseligen Hoffnungen gewesen. Warum dann hatte man ihn geschlagen? Eine Träne schlich ihm in die Augen, aber er besann sich auf seinen Stolz und trieb sie zurück. Nein, damit sollte man ihn nicht hänseln! Er hätte sich gerne nach seinem Meister umgeschaut, um in seinem Gesicht zu lesen. Er wußte genau, wo er saß. Wenn er still sitzen mußte, stieg ihm immer ein trockenes Hüsteln in die Kehle hinauf, wie denn alles an ihm trocken war. Aber Blasi wagte nicht den Kopf zu drehen, er meinte, alle Leute schauten immer noch auf ihn, ja seinetwegen sei die Handlung am Taufstein abgebrochen worden.

Im Turm begannen die Glocken zu rufen, der ganze Bau zitterte feierlich bei ihrer Stimme. Blasi erwachte aus seinem Brüten. Der Pfarrer schritt vom Taufstein an den Konfirmanden vorbei, dem Ausgang zu. Die Burschen und Mädchen schlossen sich ihm zu zweien an. Blasi verfehlte seinen Platz in der Reihe, wofür ihn der Sohn des Hirschenwirts ganz hörbar anknurrte; denn als einer der Reichsten ging er nicht gern neben dem so wunderlich gezeichneten Knechtlein. Auf dem weiten Kirchplatz kam etwas Zerfahrenheit in den Zug, Blasi schritt auf einmal allein, ganz hinten. Das war ihm lieb. Er schlüpfte unbemerkt ins Kratzgäßchen und befand sich gleich darauf in den Baumgärten. Ein paar kleine Mädchen suchten Veilchen am Weißdornhag, sie liefen davon, als der schwarze Mann mit dem verstörten Gesicht auf sie zukam. Er hatte sie kaum gesehen, er eilte auf dem Flurweg nach dem Neuhof, der wie ein Eigensinn von den andern Häusern abgesondert in einem Wald von Obstbäumen lag. Sein Konfirmationskleid brannte ihn am ganzen Leib. Er stieg in die Kammer hinauf und zog sein gewöhnliches Sonntagsgewändchen an. Auf dem Bett sitzend, starrte er zum Fenster hinaus. Auf dem Weg kamen die Meistersleute daher, voraus die Anna-Regel, rund, wie ein riesiger Buttertopf. Sie mußte nach dem Essen sehen und hatte es im Kopf eiliger, als die Füße es vermochten. Ihr auf den Fersen der Röhrli Reigel, eine lange, etwas gebeugte Stange, was ihm seinen Spitznamen eingetragen hatte. Er schien ganz gemächlich zu gehen, hielt aber doch mit der eilenden Frau ohne Mühe Schritt.

Die beiden traten ins Haus, Blasi hörte das Schlagen der Türen und dann das Klappern und Klirren der Pfannen und Schüsseln in der Küche. Sein Blick aber war auf das nächste Haus gerichtet, das etwa dreihundert Schritt vom Neuhof entfernt zwischen vier Pappeln stand. Und nun wußte er auf einmal, warum ihn der Spruch so gestochen hatte. Dort, in der Dachkammer, wohnte sie. Sie war auch in der Kirche gewesen, und er hatte während der Predigt mehr an sie, als an die Ermahnungen des Pfarrers gedacht. Sie hieß Seline, aber der Gewohnheit zuwider nannte man sie bei ihrem Familiennamen, Disteli. Der schien zu ihrem Wesen eigens erfunden. Wie ein Distelfink war sie immer guter Dinge, und man ging selten am Pappelhaus vorbei, ohne ihr Singen zu hören, das ihr bald stark, bald leise, wie es ihr gerade im Sinn war, aus dem Halse quoll. Sie stammte aus einem andern Dorf und sollte bei Steffens Agathe, die man wegen ihres hohen Rückens das Höckerli nannte, das Nähen lernen. Sie hatte ihren Arbeitsplatz am Fenster, Blasi kannte die Scheibe wohl, hinter der sie saß. Er bildete sich ein, sie singe immer etwas lauter und stimme höher an, wenn er vorbeiging, als wenn es ein anderer war. Dafür knallte er ihr etwas auf der Peitsche vor, so oft er mit Wagen oder Pflug vorbeifuhr. Gesprochen hatte er mit dem Disteli noch wenig, denn sie war fast immer in ihrer Nähstube oder auf der Stör. Traf er sie aber auf der Straße, so wagte er kaum, ihr „Grüß Gott!" zu sagen. Nur einmal hatte er sie eine Woche lang täglich gesehen und auch etwa mit ihr geschwatzt, als sie mit dem Höckerli bei der Anna-Regel nähte. Es war im Herbst. Damals hatte seine Heimlichkeit begonnen. Wie ein Dieb hatte sie sich eingeschlichen. Einmal vor dem Einschlafen sah er plötzlich das schwarze Haar des Mädchens vor Augen. Sie trug es nicht, wie es in Menschikon üblich war, in Zöpfen, sondern in einem Netz, in dem es mächtig quoll. Unter dem dunkeln Haarbogen hervor schaute das blasse Gesichtchen mit dem kleinen vorstrebenden Mund. Er fühlte in jener Nacht, daß das Disteli das erste Wesen war, an das sich sein Herz hängte, hatte er doch vom Vater keine und von der Mutter nur eine schreckliche Erinnerung. Dieses Neue hatte damals ihn so heftig gepackt, daß er mehr weinte, als in den letzten zehn Jahren, die sein Gedächtnis bewahrt hatte, zusammen, das Kissen war am Morgen noch feucht von den Tränen, die in Seligkeit über das Erlebnis und im Schmerz über seine Verlassenheit geflossen waren. Er staunte selber darüber, daß er so hatte zergehen können, es kam ihm nicht zu Sinn, daß auch ein Hund heulen kann.

Was wird das Disteli über seinen Spruch denken? War denn Schmutz an seinem Namen? Durfte man nicht ebenso gut Blasi Frymann heißen, als Karl Schneider oder Rudolf Schmid? Es schoß ihm durch den Kopf, ins Pfarrhaus zu gehen, und schon war er aufgesprungen. Aber er sank

auf sein Bett zurück, er scheute den Pfarrer wie ein Messer, sie waren sich mehr als fremd, die Vorwürfe wären ihm im Hals aufgeschwollen und hätten ihn erstickt, denn in der Aufregung stotterte er. Wenn er nur einen Vater hätte! Vor zwei Jahren hatte der Schlosser Notz den Spruch seines Sohnes vor dem Pfarrer zerrissen und ihm die Fetzen vor die Schuhe geworfen. Ja, wer so einen Vater hätte! Warum hatte er keinen? Noch kein Mensch hatte ihm von seinem Vater berichtet, er wußte nichts von seiner Herkunft. Nur daß er im Unterlande, in Wildbach, heimatgenössig sei, hatte ihm der Röhrli Reigel einmal beiläufig gesagt. Nie hatte ein Vetter oder eine Base sich um ihn bekümmert; hatte er überhaupt Verwandte? Als er einmal, vor Jahren, den Meister nach seinen Eltern gefragt hatte, erhielt er die kurze, abwehrende Antwort: „Sie sind tot", und die Meisterin, die dabei saß, fügte fast aufgebracht hinzu: „Frag' doch nicht immer!" Er ließ fortan das Fragen, weniger wegen der schroffen Abfertigung, als weil er sie mit seinem ersten deutlichen Erlebnis verkettete.

Er hatte an Wildbach nur eine Erinnerung, und die hätte er gerne abgeschüttelt. Noch zu keinem Menschen hatte er davon gesprochen, wie oft sie ihn auch verfolgte. Wie alt mochte er damals gewesen sein? Es schien ihm drei, vier Jahre. Er war in die Stube getreten, die Mutter saß am Tisch und hielt den Kopf in den Händen und schluchzte, daß es sie schüttelte. Als sie ihn erblickte, sprang sie auf ihn los und sah ihn wild an. Sie faßte ihn am Hals und würgte ihn, bis er am Boden lag. Er schrie, was ihm aus der gepreßten Kehle mochte, sie ließ nach, und er verkroch sich unter den großen Kachelofen. Nun fing aber die Mutter selber zu schreien und gegen sich zu wüten an, sie stieß sich mit dem Kopf gegen die Wand und die Türpfosten, daß sie blutete. Männer stürzten herein, bändigten sie nach heftigem Ringen und schleppten sie hinaus. Ihm war so angst, daß er den ganzen Abend und die ganze Nacht unter dem Ofen blieb. Lange hatte ihn der Schrecken wach erhalten. Am Morgen zog ihn eine alte Frau aus seinem Versteck hervor. Da sah er, daß an der Wand Blutflecken waren.

Dies war es, was ihn hinderte, ungescheut nach seinen Eltern zu fragen. Er hatte Furcht vor der Antwort. Und nun dämmerte es in ihm auf: wußte der Pfarrer etwas von dem, was über ihm lag?

Die nächste Erinnerung führte ihn ins Röhrli bei Schalchen. Dort hatte er mit seinen Meistersleuten bis vor zwei Jahren gelebt. Sie hatten dann das Gütchen verkauft und waren auf den Neuhof bei Menschikon gezogen, und er mit ihnen. Aus dem Röhrli lebten ihm viele Stunden im Gedächtnis. Er griff eine heraus und hatte nicht lange zu suchen. Wer vor einem Korb voll weißer Bohnen steht und eine dunkle darin erblickt, fühlt die Hand nach dieser einen hingezogen, daß er sie heraushole. Die Meistersleute hatten einen Sohn, der ein Jahr älter, aber viel schwächer war als Blasi und immer kränkelte. Sie nannten ihn Pauli. Pauli wollte ihn immer meistern und als ein Knechtlein im Geschirr herumjagen, weshalb die beiden manchen Zank miteinander hatten. Einmal balgten sie sich im Baumgarten. Blasi hatte den andern bald unter sich gezwungen und machte Zahltag für die letzten Wochen. Da schrie ihm Pauli ins Gesicht: „Wenn du wüßtest, was ich von dir weiß, du würdest in den Jauchetrog hinunterkriechen!" Blasi gab ihm für diesen Anwurf noch eine besondere Zulage, aber sobald der Zorn ausgetobt hatte, zog ihn die Neugier an sich. Was wußte Pauli von ihm? Er lag ihm nun beständig in den Ohren, er drohte ihm, und einmal hatte er nicht übel Lust, das Geheimnis aus ihm herauszuklopfen. Aber Pauli, der vom letzten Zahltag noch reich genug war, floh in den Schutz seines Vaters. Der Röhrli Reigel forschte der Ursache des Zwistes nach und machte ein immer ernsteres Gesicht. „Weiber!" stieß er endlich heraus, griff zu einem aus Weiden geflochtenen Tragband und züchtigte damit Pauli so unväterlich wie noch nie. Blasi stand daneben und erwartete ein noch besseres Maß; aber der Meister rührte ihn nicht an, sondern sagte ganz sanft: „Tut er's wieder, so bericht' es mir."

Blasi stand verdutzt da. Er hatte das dunkle Gefühl, daß es um ihn besser gestellt wäre, wenn er das Weidenband auch zu fühlen bekommen hätte. Es war nun gewiß: Pauli wußte etwas von ihm. Er nahm sich vor, dahinter zu kommen, und suchte seine Sünden zusammen. Einmal hatte er der Meisterin dürre Birnen aus dem Schnitztrog stibitzt, ein andermal nach der Schule eine Rauchwurst aus dem Küchenkasten geholt; aber Pauli war beide Male dabei gewesen und hatte seinen Anteil an der Beute nicht verschmäht. Fast jedes Jahr hatte er dem Nachbar Melcher ein paar Hosentaschen voll Ernteäpfel, die ersten, die im Röhrli reif waren, heruntergebengelt, aber das taten alle andern Buben, wenn sie Gelegenheit hatten, auch. Das konnte es nicht sein. Was der Pauli wußte, mußte mehr wiegen, als ein paar dürre Birnen, eine halbe Rauchwurst oder eine Tasche voll Aepfel. Aber was war es denn?

(Fortsetzung folgt.)

Die Drei.

Von Nikolaus Lenau.

Drei Reiter in verlorner Schlacht,
Wie reiten sie, so sacht, so sacht.

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
Es spürt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum
Und spült hinunter Staub und Schaum.

Und lauernd auf dem Todesritt,
Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Die Rosse schreiten sanft und weich,
Sonst flöß das Blut zu rasch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht gesellt,
Und einer sich am andern hält.

Sie sehn sich traurig ins Gesicht,
Und einer um den andern spricht:

„Mir blüht daheim die schönste Maid,
Drum tut mein früher Tod mir leid."

„Hab Haus und Hof und grünen Wald,
Und sterben muß ich hier so bald!"

„Den Blick hab ich in Gottes Welt, [fällt."
Sonst nichts, doch schwer mir's Sterben

Sie teilen kreischend unter sich:
„Den speisest du, den du, den ich."